

Gefahr als Lebenselixier – Der Kriegsreporter Jan Stage

Von Stefan Schomann

Ein Göttinger Physikprofessor war es, ein buckliger Freigeist, Georg Christoph Lichtenberg, welcher der Geschichte schließlich auf die Schliche kam. Sie kenne in Wahrheit nur zwei Mittel, um Veränderungen hervorzubringen: die Zeit und die Gewalt.

Es gibt Autoren, die ihr Leben lang dem Wirken der Zeit nachforschen. Und es gibt andere, die zieht es ins Lager der Gewalt. Sie sind die Pyromanen der Geschichte. Ob im Geiste oder gar leibhaftig, sie wollen dorthin, wo es lichterloh brennt.

Bis vor einigen Jahren hätten sie dort dann unweigerlich Jan Stage getroffen. Der dänische Autor und Reporter, 1937 geboren und 2003 gestorben, war Stammgast in den Höllen auf Erden. Und vermutlich lungert er auch jetzt nicht im Himmel herum – Urlaub war seine Sache nie –, sondern hat sich längst um ein Höllenfahrtskommando bemüht: „Ein Hintergrundgespräch mit dem Teufel – das wär‘ noch was!“ In der Unterwelt wird er sich, nicht anders als früher, in eine behaglich morbide Hotelbar setzen und so tun, als ginge ihn alles nichts an. Aber er wird auf der Lauer liegen. Und tatsächlich, nach kurzer Zeit schon wird sich eine zwielichtige Gestalt zu ihm gesellen, ein Handlanger des Fürsten der Finsternis, und ihn wenig später ins Hauptquartier geleiten. Wie er das immer anstellte, dass die Gegenseite auf ihn zukam statt er auf sie? Stage hatte dieses seltene Talent, im rechten Moment die falschen Leute zu treffen, insofern es dann regelmäßig brenzlich wurde für ihn.

Zu weit zu gehen und doch mit heiler Haut davonzukommen – das war seine Leidenschaft. Er versteckte sich, um entdeckt zu werden, oder aber er setzte sich der Bedrohung aus in dem verwegenen Glauben, nicht erwischt zu werden. Es schien fast, als hätte er es darauf angelegt, verlustig zu gehen – und so gesehen war er über vierzig Jahre lang mit seinem Begehren gescheitert, wenn auch mehrfach nur sehr knapp. Angefangen vom Algerienkrieg, hatte er einen ganzen Katalog von Kriegen und Krisen miterlebt. Wenn er jedesmal einen dieser wappenähnlichen Aufkleber mitgebracht hätte, wie pedantische Touristen sie sich an die Windschutzscheibe kleben, so wäre eine einzigartige Sammlung zusammengekommen. Eine Heraldik der Hölle: vom Libanon bis Bosnien, vom Kongo bis zum Kosovo, von Chiapas bis Afghanistan. Aber wahrscheinlich brachte er von seinen Reisezielen nur selten Souvenirs mit, dort gab es ja noch nicht einmal Ansichtskarten. Sein kostbarstes Mitbringsel war jedesmal das gleiche: das eigene Leben.

Stage war ein Großmeister in der Kunst der Reportage. Ein Söldner im Dienste der Erkenntnis, ein Agent der Aufklärung. In herrlich langen, ausgeklügelt montierten, genau und lakonisch erzählten Geschichten führte er vor, was Worte noch können und Bildschirme nicht. Auch wenn ihm das Image des Haudegens anhing, in seinen Texten pflegte er ein Pathos der Behutsamkeit und der Sensibilität –unter Umständen, die diese Sensibilität zugleich steigerten wie unmöglich machten.

Er protokollierte den perversen Alltag der Kampfzonen, durchstreifte Niemandsländer und Zwischenräume, erforschte, wie er einmal in einem taz-Interview sagte, „den Krieg als Männerlandschaft“. Er studierte die Methoden und Manöver der Macht, legte sie von innen

her bloß. Mit schonungslosem Mitgefühl untersuchte er die Lage der Opfer. „An vielen Fronten“, so lautete der programmatische Titel seines Bosnien-Tagebuchs. In prägnanten Zitaten erzählte der Krieg darin sich selbst. Wenn die bosnische Muslimin eine kurze Ewigkeit lang nachdachte, „wann ich das letzte Mal getanzt habe? Am Silvesterabend vor dreieinhalb Jahren“, dann klappte unter diesem Moment persönlichen Erinnerns ein Abgrund kollektiven Unglücks. Und wenn der serbische Hauptmann sich als zynischer Denker profilierte, „willkommen im Krieg. Sie werden bald erkennen, wie friedlich er ist“, dann lernten wir dabei mehr über die bitteren Paradoxien von Kriegszuständen als aus allen Phrasen der Fernsehmoderatoren.

In einer so gar nicht martialischen Stadt, in Hannover nämlich, habe ich ihn einmal am Rande einer Lesung interviewt. Wie nebenbei ließ er fallen, dass er vor einigen Tagen erst aus Dagestan zurückgekehrt sei. Er gab es scheinbar beiläufig zu Protokoll, so wie andere Leute ihren Tunesienurlaub erwähnen, bevor sie zur Tagesordnung übergehen. Natürlich schnappte ich nach dem Köder. „Dagestan? Wie war es dort?“ Nun, erwiderte er abgeklärt, ein bisschen mulmig sei es schon gewesen. Womit klar war, dass es sich für ihn gelohnt hatte. Sein Gastgeber, einer dieser kaukasischen Kriegsfürsten, ein jovialer Psychopath, hatte an ein Lösegeld von fünf Millionen Dollar gedacht. „Ich wusste gar nicht, dass mein Marktwert so hoch war.“ Irgendwie war Stage dann doch wieder heil herauskommen und schrieb bereits an seiner Geschichte, die bald darauf erschien. Eine wahre Räuberpistole, die spannend wie ein Abenteuerroman daherkam und zugleich derart klug und schonungslos Auskunft gab über die Verhältnisse im Kaukasus, dass sämtliche Kommentatoren, die sonst aus solchen Krisengebieten „berichten“, ihre Mikrophone augenblicklich in den Sand hätten schmeißen müssen.

In Skandinavien war Stage ein Star. Auch wenn er ein Dutzend Romane veröffentlicht hatte, Krimis zumeist, blieben die Kriegsreportagen doch sein Markenzeichen. Auch seine Romane waren wirklichkeitsnah erzählt und professionell recherchiert, umgekehrt erhielten noch seine sachlichsten Berichte durch die Regie des Zufalls ein romanhaftes Element. Für jeden Stoff wählte er einen anderen Stil, doch trat er fast immer in Personalunion als Erzähler und Protagonist auf. Als ein demütiger Held, ein Simplicissimus, der sich aus freien Stücken dem Wüten des Krieges aussetzte. Stage kehrte gern den Unschuldigen heraus, um dann hinterher – sofern es ein hinterher geben sollte – um so vehementer zurückzuschlagen mit einer garantiert wirkungslosen Wunderwaffe, der Sprache. Auch Autoren sind Täter: jedes Bonmot ein Kunstschuss.

Seine große Liebe galt der kubanischen Revolution, bei der er als Journalist wie auch als Verbindungsmann des kubanischen Geheimdienstes mitgemischt hatte. Damals faszinierte ihn die Revolution „als Profession, als Lebensart“. Er war jung, suchte das Abenteuer und verstrickte sich in die Wirren vermeintlicher Freiheitskämpfe. Früh aber durchschaute er, auch im Rückzug Avantgarde, die Mechanik der Revolution und gestand ihre Irrtümer und Verbrechen zähneknirschend ein. Während die 68er gerade erst auf den Geschmack an der Revolte kamen, ging Stage bereits den mühsamen Weg zurück vom Paulus zum Saulus, vom Glauben zum Zweifel.

Fortan sah er dem Gespenst des Kommunismus weltweit beim Verschwinden zu. Setzte sich in dialektischer Melancholie mit dem Scheitern linker Utopien auseinander, in Chile, Portugal, Nicaragua und immer wieder auch auf Kuba. Dazu gehörte auch die Einsicht, gerissenen Politschauspielern erlegen zu sein, die den Weltverbesserer gaben und doch nur ihren maßlosen Egoismus auslebten. Worte wie „befreien“ und „Gerechtigkeit“ versah er fast nur mehr mit Anführungs- statt wie früher mit Ausrufezeichen. Den Idealen seiner Jugend –

der Partei, dem Kommunismus, der Revolution, all diesen Lebenslügen der Geschichte – trat er mit dem Willen zur Wahrhaftigkeit entgegen.

Für die meisten Reporter ist der Aufenthalt in Kriegsgebieten ein Begleiterscheinung ihres Berufes, ein heikler Auftrag, eine riskante Pflicht. Für Stage war es ein Lebensstil. Noch im Zivilleben zitierte die derbe Lederweste über dem Jeanshemd die schussichere Berufskleidung. Die stahlgrauen, schmalen, sich oft zu Schießscharten verengenden Augen blickten ebenso vorsichtig wie entschlossen in die Welt. Wenn er aus der Munitionskiste plauderte, gab er sich geistreich, galant und von beinahe vorsätzlicher Freundlichkeit, als fühlte er, der so viel Unmenschliches mitangesehen hatte, eine besondere Verpflichtung, menschlich zu bleiben. Der Krieg, sagte er, sei eine harte Schule und jede seiner Reisen ein „Lehrstück“, eine existentielle Erfahrung, die ihm helfe, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden. Dem Tod zu begegnen, heiße das Leben begreifen.

Stage war selbst ein Zögling des Krieges. In seinen Memoiren arbeitete er seine Kindheit im besetzten Dänemark auf. Entwarf ein Schlachtengemälde mit deutschen Besatzern und alliierten Bomben, mit Bunkern, Lazaretten und brennenden Häusern. Während sein Vater die Familie im Stich ließ, um sich halbherzig im Widerstand zu betätigen, bestand die übrige Verwandtschaft aus Kollaborateuren. Ein Freund des Onkels, Mitglied der dänischen SS, wurde unmittelbar nach dem Krieg Jans Hauslehrer, dazu sein Leitwolf bei allerhand Kriegsspielen in den Dünen. Viele Elemente des späteren Reporterlebens – Scharfschützen, Grabenkriege, Partisanen, Befreiungsarmeen – tauchten schon in diesen Spielen auf. So übernahm der Vater aller Dinge die vakante Stelle, so konnte der Krieg für diesen Jungen zur Heimat werden und das Trauma zum Traum.

Doch woher rührte seine Leidenschaft für Sprache, für Geschichten? Richtig, von der Mutter. Sie fütterte ihn mit Büchern, die er mit unstillbarer Begierde einsog. So brachten frühe Prägungen und weltgeschichtliche Ereignisse eine höchst ausgefallene Biographie zustande. Jan Stage – ein empfindsamer Krieger, ein martialischer Literat, ein hartgesottener Phantast.

Auf deutsch wurden Stages Reportagen vor allem in Lettre international veröffentlicht. Vor vielen Jahren erschien auch einmal einer seiner Romane auf deutsch, Kains Alternative („Rotbuch Krimi“).